

Abend-



Zeitung.

Sieben und zwanzigster Jahrgang.

52.

Dienstag, am 31. October 1843.

Verantwortl. Redact: Robert Schmieder in Dresden.

Ein Nachtspruch hat den Glauben uns gebrochen!

Ein Nachtspruch hat den Glauben uns gebrochen,
Der flammend sich um unsre Seele schlug;
Auf Worte, die man uns so stolz gesprochen,
Auf Worte bauten wir — und nun ist's Trug.

Als jüngst*) sich mit des Hammers drittem Schlage
Dem todten Stein ein Freudenruf entwand,
Da hofften froh auch wir auf bess're Tage
Und dachten an das theure Vaterland.

Im Herzen legte sich des Unmuths Hader,
Verschwunden glaubten wir die Finsterniß,
Wir sahen neu erstehn die besten Quadern,
Die man uns schlummernd aus dem Tempel riß.

Nicht länger ließen sich die Kräfte binden,
Entriegelt glaubte freudig sich der Mund,
Ein Blatt, ein freies, gaben wir den Winden,
Und mehrten stündlich unsern treuen Bund.

So glücklich waren wir im kühnen Streben,
Die Nacht verschwand, vom freien Geist bedroht,
Wir glaubten schon den Frühling zu erleben,
Den uns ein schöner Sinn so lang' verbot!

*) Beim Kölner Dombaufeste.

Ein Nachtspruch hat den Glauben uns gebrochen,
Der sich erhob in immer rascherem Flug;
Auf Worte, die man uns so stolz gesprochen,
Auf Worte bauten wir — und nun ist's Trug!

Warum mit kluger Arglist uns bethören,
Und, weckend uns, mit leerem Schall erfreun,
Warum für Vaterland und Einheit schwören,
Und doch die wahre, wahre Einheit scheun?!

Der freie Geist läßt nimmer sich vernichten,
In Fesseln selber schwebt er stolz und frei;
Er wird und muß die feste Wahrheit lichten —
Daß in der Freiheit nur die Einheit sei.

Durch Freiheit — Einheit! Laßt euch nicht erschrecken,
Strebt fort, ihr Brüder, strebet muthig fort!
Das Licht wird jede Finsterniß bedecken,
Und Licht und Geist entkeimt dem freien Wort!
Laurian Moris.

Küstenbilder aus dem Mittelmeere

von

G. Rathmann.

(Fortsetzung.)

4.

Patras.

Es war gegen Mitternacht, als wir die Anker auswarfen; von Patras und der Umgegen

war nichts mehr zu sehen, als hin und wieder ein einzelnes Licht in der Nähe des Hafens, und auf den nächsten Bergen die Wachtfeuer der im Freien lagernden Hirten; wir mußten uns nun schon bis zum nächsten Tage gedulden. Kaum aber graute der Morgen, so befand ich mich auf dem Verdeck und war fertig an's Land zu gehen. Tiefe Stille lagerte noch auf der vor mir liegenden Stadt, die durch ihre steinernen Häuser, breite Straßen und die regelmäßige Bauart jene Angaben Lügen straft, welche Griechenlands Städte als ein Gemisch von armen Hütten und Trümmerhaufen darzustellen suchen. Im Hafen lagen eine Menge Schiffe, deren Matrosen durch den Beginn der Tagesgeschäfte, Verdeckwaschen u. einigcs Leben in die todte Stille brachten; endlich fiel auf dem griechischen Wachtschiffe der Signalschuß, und nun zeigten sich allenthalben thätige Hände; Flaggen wehten an den Masten der bis jetzt todt dagelegenen Schiffe, und die Communication von und nach dem Lande begann. Bald war unser Schiff von mehreren Barken umringt, deren Besitzer einen kleinen Handel mit verschiedenen Eswaren, Producten und Getränken führten; die herrlichsten Südfrüchte, Feigen, Pomeranzen, Melonen, Datteln, lagen neben köstlichem Weizenbrot, gerösteten Fischen und Rosoglioflaschen in einer liebenswürdigen Unordnung durch einander und wurden mit den freundlichsten Mienen zum Verkauf ausgebaut. Jetzt erschien auch der Professor auf dem Verdeck, von dessen Sprachkenntnissen ich mir manchen Vortheil versprach, denn nicht wenig hatte derselbe sich hierauf zu Gute gethan und mir mehrmals angedeutet, daß die neugriechische Sprache seit Jahren sein eifrigstes Studium gewesen. Als aber jetzt aus den Barken die Worte: psomi, krassi, psari, rakki, karpousi und noch eine Menge anderer ri's und ki's ertönten, da zeigte sich gar bald, daß es auch bei dem Philologen nichts mehr als Instinkt oder Ahnung war, wenn er annahm, daß dies die Namen dargebotener Artikel seien, ohne unterscheiden zu können, ob psomi (Brot) oder karpousi (Melonen) jene edle Flüssigkeit bezeichnete, nach der wir uns schon Tage lang gesehnt, und die uns endlich, nach langem Manipuliren, als krassi (Wein) zu Gebote stand. Angefeuert durch den guten Erfolg, verlegte ein rüstiger Bursche

sein Handelsgeschäft auf das Verdeck der Golette, und nun ließ es sich der Professor durchaus nicht nehmen, uns einen schlagenden Beweis seiner Sprachkenntnisse zu geben: er begrüßte den Angekommenen in einer wohlgefesten, neugriechischen Rede.

Der Grieche sah dem Redner eine Zeit lang starr in die Augen, schüttelte dann verneinend das Haupt, und gab zum Ueberfluß durch ein gedehntes „Nix“ zu erkennen, daß ihm die Begrüßung unverständlich sei. Der Professor staunte verwundert bald den geschäftigen Hellenen, bald seine Umgebung an; er war keines Wortes mächtig. Um mich an seiner Verlegenheit zu weiden, frug ich, was der Begrüßte erwiedert habe. „Sie hören ja, der Lump versteht mich nicht,“ versetzte mit einem Blick des Mitleids auf den Handelsmann der gekränkte Professor, und wandte sich auf die andere Seite des Verdecks. Der Grieche aber wurde durch diese Worte in die größte Aufregung versetzt; er packte hastig seinen Kram zusammen und warf ihn zornentbrannt in die Barke; im Begriff das Verdeck zu verlassen, wandte er sich nochmals zu dem Professor, und raunte diesem, gleichsam zum Abschiede, in ziemlich verständlichem Deutsch die Worte in die Ohren: „ich nix Lump; für Dich Lump; ich Patriot!“ Dann sprang er seinen Handelsartikeln nach, warf uns noch einen tüchtigen Schwall neugriechischer Redensarten zu, die wahrscheinlich nichts weniger als Segenswünsche ausdrückten, und ruderte, indignirt durch die ihm widerfahrne Beleidigung, dem Ufer zu. Jetzt ging auch der Quartiermeister auf den geschlagenen Philologen los und wunderte sich, daß der Palikare das harmlose Deutsch desselben weit besser als das „Neugriechische“ verstanden habe, wobei er uns zugleich den guten Rath ertheilte, künftig in unsern Reden ja vorsichtig zu sein, indem die deutsche Sprache den Griechen durch das mehrjährige Hiersein der bayerischen Truppen und vieler andern Deutschen, jetzt keineswegs so fremd sei, als daß sie nicht die gebräuchlichsten Wörter derselben verstehen sollten. Der Professor gelobte keine neugriechische Rede wieder zu halten. —

Einige Stunden nach diesem Auftritte führte uns die Barke des Kapitäns dem Lande zu. Ich fühlte mich wunderbar ergriffen, als mein

Fuß auf hellenischer Erde wandelte, und fand es durchaus nicht lächerlich, als mein Begleiter beim Austritt aus der Barke sein Haupt entblößte. Griechenlands große Vergangenheit, und seine arme, politisch ohnmächtige Gegenwart führte eine Parallele vor meine Seele, die wenig Aussicht für eine nahe glorreiche Zukunft zu schaffen im Stande war; nur in der Erinnerung an das Sonst kann man schwelgen; das Land, der Himmel und das Klima sind noch dieselben wie sie es vor 2000 Jahren waren; — auf dem Fesst aber liegt der Druck der letzten Jahrhunderte noch in seiner ganzen Schwere. Und doch ist in dem letzten Decennium schon Vieles besser geworden; allein noch lange wird dieser Druck sich fühlbar machen; erst künftige Generationen werden die Wohlthaten der Regeneration genießen.

Patras ist vielleicht in ganz Griechenland derjenige Platz, welcher dem Abendländer den Uebergang zum Oriente am wenigsten fühlbar macht; hier findet man, namentlich in den höheren Ständen, europäische Sitten und Einrichtungen, die Frauen, schön wie die Grazien, sind von dem gesellschaftlichen Leben nicht ganz ausgeschlossen, und sogar im Aeußeren, in der Kleidung, scheint der griechische Typus der Frankomanie weichen zu müssen. Zwar ist Patras keine bedeutende Stadt nach unsern Begriffen, seine Häuser bilden nicht einmal ein geschlossenes Ganze, sondern liegen offen in einer Ebene zerstreut, ohne Thore und ohne Mauern, im Norden durch das Meer bespült, gen Süden durch eine kleine Festung beschirmt, hinter welcher in sanften Anhöhen die Gebirge Arkadiens emporwachsen. Aber diese Häuser haben ein ganz respectables Aussehen, enthalten reiche Magazine und wohleingerichtete Wohnungen; seine Bewohner sind bemittelte Leute, und der lebhafteste Seeverkehr mit den Häfen des adriatischen Meeres und den jonischen Inseln wird es bald zu einer bedeutenden Handelsstadt empor bringen. Ich erstaunte hier über die Billigkeit der Lebensmittel; für ein Frühstück, bestehend in zwei Dukend frischer Austern mit Weizenbrot, Citronen, nebst zwei Flaschen des köstlichsten Weins, bezahlte ich noch nicht volle zwanzig Kreuzer!

Die nächste Umgegend von Patras erfreut sich eines erquickenden Grüns, das man sonst an

den Küsten Griechenlands sehr selten findet: namentlich ist die Strecke längs des corinthischen Golfs sorgfältig angebaut, und die gepflegten Rosinenfelder liefern den reichsten Ertrag. Gern hätte ich einen Besuch in Corinth abgestattet, das man bei günstigem Winde zu Wasser in 12—16 Stunden erreicht; da man indessen bei ungünstigem Wetter eben so leicht 8 Tage hierzu brauchen kann, und eine Landreise, incl. der Rückkehr, unter dieser Zeit gar nicht auszuführen ist, so mußte ich mich mit einer kleinern Partie, einem Ritt nach den kleinen Dardanellen (Rhion und Antirrhion) begnügen. Ueberall fand ich das Land gut angebaut, überall thätige Hände; namentlich war es die Bewässerung der Weingärten und Baumwollfelder, die den Leuten in der Hitze des Sommers unsägliche Mühe macht. Die Behauptung, daß die Griechen zur Arbeit nicht geneigt, und unfähig sind, ein angefangenes Unternehmen consequent durchzuführen, wird thatsächlich durch die herrlichen Corinthenpflanzungen widerlegt, die seit einigen Jahren in der Nähe von Patras angelegt wurden, und die vielleicht noch eine gute Reihe von Jahren der mühsamsten Pflege bedürfen, ehe ihre Besitzer von ihnen die ersten Früchte ernten.

5.

Der Piräus und Athen.

Sobald wir Patras verlassen und das Cap Papas umsegelt hatten, begann das üppige Grün der Westküste des Peloponnes allmählig zu schwinden; kahle sonnenverbrannte Berge traten hervor. Je näher wir dem Cap Matapan kamen, desto rauher, unwirthlicher wurde das Land, bis endlich im äußersten Süden die abschreckenden Felsenrücken des Taygetos dem Auge jede Aussicht in's Innere verschlossen. Die Goelette behielt ihren Cours fortwährend zwischen der Küste Griechenlands und den jonischen Inseln, steuerte vom Cap Malea (St. Angelo) in nordöstlicher Richtung zwischen den Inseln Aegina und Hydra in's ägäische Meer, und lief am 6. Tage nach der Abfahrt von Patras im Piräus ein.

Der Piräus hat sich seit der Verlegung der Residenz König Otto's von Nauplia nach Athen

zu einem der belebtesten Hafenplätze des Mittelmeeres emporgehoben; Kriegsschiffe mit den Flaggen Englands, Rußlands, Frankreichs und Griechenlands liegen hier neben einer Menge Kauffahrer, welche die Magazine der Königsstadt mit den Modeartikeln des Abendlandes und den Specereien der Levante versorgen; hauptsächlich aber sind es die unzähligen Yachten und Barken, die, mit den köstlichsten Produkten des Landes beladen, hier zusammenströmen, die den hiesigen Hafen füllen und die Hafenstadt zu einem großen Markte machen. Hier sieht man Citronen und Pomeranzen von Poros, Feigen von Monembasia, Melonen und Pfirsiche von Argos, Baumwolle von Tripolizza, Seide von Mistra, Wein und Oliven von den Gestaden des corinthischen Golfs, und selbst die Berge der Maina suchen für ihre Erzeugnisse, Zwiebeln und Honig, Käufer in Athen. Dieser lebhafteste Verkehr hat an dem Hafen zugleich eine kleine freundliche Stadt geschaffen, größtentheils aus Landhäusern und Magazinen der Athener, Weinhäusern und Locanden bestehend.

Athen liegt zwei kleine Stunden gen Osten, und ist mit dem Piräus durch eine herrliche Kunststraße verbunden, auf welcher zu jeder Zeit des Tages eine Menge Fuhrwerke, von der eleganten Equipage der Gesandten bis zum einfachen Ochsenkarren herab, nebst Hunderten von Reitpferden und Lastthieren, die Communication zwischen Athen und dem Meere unterhalten. Das heutige Athen — und nur von diesem spreche ich hier — macht auf den Fremden einen gar eigenthümlichen Eindruck, der mit dem Anblicke der Akropolis und den vielfältigen Ueberresten des grauen Alterthums seltsam contrastirt. Ein so buntes Gemisch von Personen, Trachten und Einrichtungen, wie man in Athen findet, möchte schwerlich an einem zweiten Orte Europa's in so gedrängtem Raume wieder zusammentreffen. Griechen, Italiener, Deutsche und Franzosen bilden die vier Hauptbestandtheile seiner Einwohnerschaft, neben denen Türken, Araber, Russen und Engländer, und Reisende und Matrosen aus allen Theilen der Welt in den Straßen einherschreiten — und Alle suchen in Kleidung, Sitte und Lebensweise dem Charakter ihrer Nation treu zu bleiben. Im Allgemeinen ist das Leben des Occidents vorherr-

schend; der Hof, alle zu ihm gehörigen Beamten und Staatsdiener, sowie fast die ganze Kaufmannschaft und alle Fremden huldigen der fränkischen Sitte in Kleidung, Lebensweise und häuslicher Einrichtung, und bei dem Hange der Griechen, sich in die ersten Klassen und Gesellschaften zu drängen, kann es daher nicht auffallend erscheinen, wenn selbst die griechische Nationaltracht, die weiße Justanella und der rothe goldgestickte Spencer, nebst himmelblauen Samaschen und gelben Schnabelschuhen, verschwinden, und Frack und Pantalons an ihre Stelle treten; in der Frauenwelt gelten durchgängig fränkische Moden, und nur auf den Inseln scheint man die orientalische Tracht noch zu lieben.

Durch die Aeolusstraße wird Athen von Westen nach Osten in zwei Hälften getheilt; die südliche, von dem Abhange der Akropolis sich herabziehend, ist die Stadt der Griechen und zeigt noch eine Menge alter Boutiquen, Hütten, Seitengäßchen und Schmutzwinkel; die südliche Seite hingegen ist eine völlig neue Stadt, entstanden seit der Regierung König Otto's. In diesem Theile befindet sich interimistisch die Residenz, ein unansehnliches, zweistöckiges Privatgebäude, in welchem der Hof, bis zur Vollendung des neuen Residenzgebäudes, gleichsam zur Miete wohnt; das neue Palais des Königs, an welchem seit 8 Jahren noch fortwährend gebaut wird, erhebt sich im Osten der Stadt, ein wahres Prachtgebäude, größtentheils aus pentelischem Marmor, ist aber für Griechenland und die finanziellen Verhältnisse der Krone in einem zu großartigen Style angelegt, und gewiß werden bis zu seiner Vollendung noch mehrere Jahre vergehen. In der Nähe der jetzigen Residenz sieht man prächtige Kaffeehäuser, reiche Kaufläden und neue Paläste, die jeder europäischen Stadt zur Zierde gereichen würden. Sonst ist Athen, was geselliges Leben und Unterhaltung betrifft, arm zu nennen; außer einem kleinen Theater hat die Stadt nur ihre Kaffeehäuser und die Privatirkel einiger hohen Beamten und der Gesandten aufzuweisen, und Niemand empfindet diese Leere mehr, als König und Königin, für die jene Vergnügungen, welche den Privaten noch offen stehen, verschlossen sind. Ein bemittelter Kaufmann, ein Staabssoffizier oder ein bairischer Baurath führen in Deutschland ein weit

beneidenswertheres Leben, als der König von Griechenland in der berühmten Musenstadt.

Wer könnte von Athen reden, ohne jener großen Ueberreste einer großen Vergangenheit, seiner Kunstschätze und Bauwerke aus den Zeiten des Perikles zu gedenken, die nach 2000 Jahren ihres Bestehens immer noch die Bewunderung der Welt erregen und verdienen! Eine nähere Besprechung derselben würde hier zu weit führen, und ich nenne als solche, die das allgemeinste Interesse in Anspruch nehmen und am besten erhalten oder durch Kunstgeübte Hand wieder zusammengesetzt sind: die Propyläen, das Parthenon, den Tempel der ungeflügelten Siegesgöttin, das Erechtheum (sämmtlich auf der Akropolis gelegen), den Theseustempel, den Tempel des olympischen Jupiters, den Thurm der Winde, das Lyceum, den Areopag und die Pnyx, letztere in und nahe bei dem heutigen Athen. Wenn man diese Kunstwerke gesehen und die alte Geschichte Griechenlands vor die Seele führt, so begreift man leicht die Wahrheit jenes Ausspruchs Cicero's, daß uns von Athen alles Wissen, Sitte, Religion und Gesetz gekommen — und weinen könnte man dann über die Gegenwart!

Vier Tage blieb ich in Athen; besuchte den honigreichen Hymettus, dessen Gipfel eine großartige Aussicht auf Land und Meer gewährt, die Ebene von Marathon, und mehr als einmal die auch aus neuerer Zeit berühmte Akropolis; ich erging mich im Thale des Kephissos, ruhete im Schatten ehrwürdiger Delbäume, dort, wo vor 2200 Jahren die Sonne die Academie des weisen Platon beschien, machte einen Ausflug nach den Marmorbrüchen des Pentelikon, ließ mich vom Piräus zur nahen Insel Salamis rudern, in deren Nähe die Macht der Perser gebrochen wurde. Wehmüthig rief ich Athen meinen Scheidegruß zu, als die Golette die Anker lichtete, um den Piräus zu verlassen und der Küste Kleinasiens zuzusteuern.

(Fortsetzung folgt.)

Correspondenz-Nachrichten.

Aus Mainz.

Dampfschiffahrt und Eisenbahn. — Fremdenandrang in Mainz. — Aus den Taunusbädern.

(Schluß.)

Der Schluß meines diesmaligen Berichtes gebe eine Revue der diesjährigen Zustände in unsern nachbarlichen Taunusbädern. Da steht nun freilich Wiesbaden oben an. Zwar ist Wiesbaden zu sehr Residenzstadt geworden, um noch im eigentlichen Sinne Badeort zu sein, es ist Alles so großstädtisch, so luxuriös dort, daß die Badebesucher an ein idyllisches Stilleben nicht mehr denken dürfen; allein die Quelle und die Lage Wiesbadens schützen und bewahren seinen Ruhm als Badeort, und sind es nicht mehr so viele Kranke, die hierher kommen, so sind es desto mehr Gesunde, und gerade das sind die Badegäste, die Wiesbaden am meisten nützen. Sodann hat Wiesbaden noch einen Vorzug; in der Saison pflegt sich nämlich Alles zu concentriren, was an Kunst-Notabilitäten die Rheingegend bereist, und man findet hier oft Gelegenheit, die interessantesten Kunstproductionen zu hören. Indessen nennt man die diesjährige Saison in Wiesbaden schlecht, und Keiner ist zufrieden außer dem Spielpächter Schabert, dessen Bank nicht nur nicht gesprengt worden ist, wie in Baden-Baden, sondern der Andere von der Bank sprengte, nachdem sie nämlich ihr Geld bereits verloren hatten. Zwar führen die Wiesbadener Curlisten eine enorme Anzahl Fremder auf, aber man darf sich von der Curliste nicht täuschen lassen, denn Jeder, der Wiesbaden passirt, wird hier mit Namen genannt, und man kann doch wohl den nicht für einen Curgast halten, der eine Nacht in Wiesbaden schlief. Viele kommen und gehen, opfern in Eile dem falschen Gott des Glückes, und nehmen sich nicht einmal Zeit, die vielfachen Reize Wiesbadens, die freilich nicht in der Umgebung des Roulettisches liegen, in Augenschein zu nehmen. Factisch ist's, daß bis zur Hälfte des Monats Juli sehr viele Privatwohnungen noch zu vermieten waren, und zu dieser Zeit pflegen fast alle Privatlogies vergriffen zu sein. Von da an ist's freilich besser geworden, allein es sind doch bis heute etwa 4000 Fremde weniger in Wiesbaden, als sonst. Auch die Kunst kann von der gegenwärtigen Saison nichts rühmen. Die Gebrüder Levi aus Wien, der berühmte Harfenist Parish-Alvars, die Pianistin Dalken aus England, Saphir und noch mehrere andere Virtuosen haben nur wenig besuchte Concerte erzielen können. Die Bühne mag schon ein paar Duzend renommirte Gäste vorgeführt haben, allein die Casse wird dies schmerzlich empfinden, denn das Theater war in dieser Saison schlecht besucht. Auch fürstliche Personen waren mehrere in Wiesbaden, die jedoch mehr den Spieltisch als den Musentempel besuchten. Auch die Fürsten wollten sich am Hazardspiel erholen, — daran sind die ver-

damnten Constitutionen Schulb. — Noch viel schlechter wie in Wiesbaden war die diesjährige Saison in Ems, und am allerschlechtesten in Schwalbach und Schlangenbad. Die Welt scheint sich geändert zu haben; sonst suchte man die so eben genannten Orte vorzugsweise auf, um zu erstarren an der Bergluft, um sich zu laben an ihren herrlichen Quellen, um sich zu beleben an der romantischen, reizenden Taunus-Umgebung, jetzt aber sucht man Wiesbaden und Baden-Baden auf. Nur die Bäder in Kreuznach und Homburg v. d. Höhe hatten eine gute Saison, diese Orte waren dieses Jahr überfüllt von wirklich kranken Gurgästen. Ein Freund schrieb mir dieser Tage aus dem Bade Homburg Folgendes: „Unsere Cur wird mit jedem Jahre stärker, die hiesigen Mineralwässer mit jedem Jahre berühmter und verbreiteter, die Anstalten und Einrichtungen sind glänzend und entsprechen jedem Bade-Comfort. Das Alles ist erfreulich. Aber, daß wir auch eine Spielanstalt haben, ist schlimm, und daß diese Spielanstalt alle Leidenschaftliche in der Umgebung an sich zu locken versteht, ist noch schlimmer, denn unser junges, friedliches Bad wird dadurch der Nachbarschaft zur Hölle! Zwar schadet es den Frankfurtern nichts, wenn sie von unfrem Spielpächter etwas geschunden werden, denn sie haben doch Geld genug. Aber unglücklicher Weise spielen die Reichen nicht und das Verderben lauert nur auf diejenigen, welche nicht viel zu verlieren haben. Es ist wahr, unser Spielpächter giebt an der Pharobank einige Vortheile im Vergleich zur Wiesbadener Bank; aber wer denkt hier nicht gleich an das griechische Sprichwort: ich fürchte die Doxaer zumal wenn sie schenken! Freilich hat der Spiel-Unternehmer für unsern jungen Badeort viel gethan, aber diese spielpächterische Uneigennützigkeit muß theuer bezahlt werden. Man glaube nicht, daß das Spiel dem Badeort Nutzen bringt; der grüne Tisch zieht wohl Spieler herbei, aber er untergräbt das Familienglück der Einwohner. Um diesen Preis hätten wir auf das neue Conversationshaus verzichten sollen!“ — Das ist die alte, ewige Klage, aber sie wird nichts helfen, so lange man von dem thörichten Wahne befangen ist, nur der Spieltisch könne einem Badeort aufhelfen, und so lange die deutschen Regierungen jene französischen Piraten hegen, die auf dem Boden Frankreichs selbst kein Asyl mehr finden. Schon an dem starken Pachtzins sollte man die Piraterie erkennen. Chabert in Wiesbaden zahlt für sieben Monate 100,000 Gulden Mieth, eine gleiche Summe braucht er wohl auch noch für seine Umgebung und für seinen Luxus, und diese Summen müssen doch aus dem Säckel der armen Spieler gepreßt werden! O der Verblendung! —

— 5

Aus Athen im September.

Seit meinem letzten Briefe habe ich mich hier zu Lande und unter dem Volke fleißig umgesehen, und habe

dabei viel gewonnen an neuen Ansichten über die hiesigen Zustände und Verhältnisse, habe Anderer Ansichten hierüber berichtet, Manches dagegen bestätigt gefunden. Man muß namentlich auch hier die Dinge unmittelbar und in der Nähe ansehen, nicht bloß durch Berichte partiischer Agenten und durch die buntgefärbten Gläser der Diplomaten betrachten und kennen lernen wollen. Das hat man jedoch in Betreff der griechischen Zustände, in Betreff des griechischen Staates und Volkes nur gar zu sehr gethan; man hat zu wenig aus guter Meinung, zu wenig um der guten und gerechten Sache Griechenlands willen und aus wahrer Theilnahme daran für Griechenland gethan; man hat in den meisten Beziehungen nur zu sehr seine eigenen Interessen, nur die Interessen des monarchischen Princips, nur die Interessen der Diplomatie und einer engherzigen Politik berücksichtigt und gepflegt: das Feld des Egoismus ist auch hier, wie oft in der neuesten Zeit, wieder einmal im Großen bebaut worden. Man braucht es durchaus nicht zu verkennen, daß Etwas von den sogenannten Schuzmächten für Griechenland geschehen ist; man kann, man muß dies sogar zugeben. Demohngeachtet bleibt das, was geschehen ist, wenn man von der Ueberzeugung ausgeht, daß um Europa's willen und um der gerechten Sache Griechenlands willen überhaupt Etwas für Griechenland geschehen mußte, nur etwas Halbes, das den wahren Bedürfnissen und den wohlverstandenen Interessen Griechenlands und Europa's nicht entsprechen konnte und nicht entsprochen hat, auch wenn dabei England, Frankreich oder Rußland irgend Etwas für ihre Interessen gewonnen haben sollten. Nicht aus der Ferne, wohl aber hier an Ort und Stelle selbst sieht man es ein, wie wenig für Griechenland von den sogenannten Schuzmächten geschehen ist, und in welche falsche Lage dadurch die hiesige Regierung, und namentlich der das Beste seines Volkes aufrichtig wollende König gebracht worden ist. Vergleicht man Griechenland mit einem Kranken, wie es jedenfalls ein solcher war und leider! noch ist, und die Schuzmächte mit drei Hausärzten desselben, so scheint es fast, als wären die Letzteren darüber mit einander einig geworden, daß es zuträglicher sei, den Patienten zu einem unsterblichen Siechthume zu verurtheilen, als ihn — durch Krisen gesund werden zu lassen. Oder wenigstens verlängert man von Seiten der Hausärzte diese Krisen auf ungebührliche Weise, und bringt künstliche Krisen gewaltsam hervor, ohne das wahre Heil des Patienten zu wollen und vor Augen zu haben. Das Jahr 1843 hat dies augenscheinlich dargethan; und nach demjenigen, was ich Ihnen in meinem ersten Briefe von hier aus im Juli schrieb, hat mich das, was ich in der letzten Zeit hier mit angesehen und erlebt habe, durchaus nicht unvorbereitet getroffen. Ich meine, wie Sie von selbst errathen, die Begebenheiten des 13ten Septbrs. Sie kennen diese Begebenheiten der Hauptsache nach aus den Zeitungen. Welche Früchte daraus hervorgehen, zu welchen Maßregeln dadurch die Schuzmächte sich gedrungen fühlen; wie sie auch nur an und

für sich die Sache ansehen werden; — das Alles muß die Zukunft lehren. Kann man es durchaus nicht billigen, wie man mit dem Könige verfahren ist, und scheint schon in diesem Verfahren der giftige Keim eines bösen Ausgangs zu liegen und die Furcht begründet zu sein, daß dies nur der Anfang von noch größeren Uebeln für Griechenland sein werde, als es schon hat erdulden müssen: so ist doch dieses ganze Verfahren, so ist doch die Revolution des 1^{ten} Sept. zuletzt nur reine Frucht der bisherigen Politik gegen Griechenland. Man kann es den Griechen nicht verdenken, wenn sie endlich einmal auf eigenen Füßen stehen wollen; wenn sie nach ihrer Art von den ihrigen, nicht aber von fremden Beamten, die einen fremden Maßstab mitbringen und unfreundlich, ohne Theilnahme herrschen, regiert sein wollen. Nicht der König für seine Person, wohl aber die Fremdenherrschaft mit ihren mitgebrachten Ansichten und im Voraus gemachten Systemen, die nicht in dem Lande und in dem Volke selbst wurzeln; — die Politik, mit ihren halben Maßregeln, mit ihren Versprechungen, die nicht Wahrheit geworden, nur diese und jene haben Griechenland dahin geführt, wo wir es sehen. Das griechische Volk, gleichviel durch welche Organe und auf welche Weise, hat sich von den in der letzten Zeit der griechischen Regierung von den drei Mächten vorgeschriebenen Beschränkungen, durch welche die Letzteren den Ersteren fast jede Freiheit im Innern und nach Außen benahmen, und der Würde und Selbständigkeit der griechischen Regierung bei dem eigenen Volke unheilbare Wunden schlagen mußten, emancipirt. Wer will ihnen das verdenken? Haben auch die Mächte durch solche Politik nicht geradezu, wie man fast fürchten möchte, den Intriguen gewisser Parteimänner in und außer Griechenland in die Hände gearbeitet, so bleibt es doch erklärlich, wenn Druck von der einen Seite das Streben auf der andern, sich davon zu befreien, um so lebendiger und nachhaltiger hervorruft. Inwieweit freilich die Griechen allenthalben auf eigenen Füßen stehen können, theils nach dem Standpunkte der politischen Bildung des Volkes, theils zufolge der Zustände und Verhältnisse des Landes, — das ist eine andere Frage, die ich mich unbedingt zu bejahen gerade nicht getraue. Indes ist schon das Wollen, ist selbst das Streben, wenn es nur sonst ein freies, nicht durch Intriguen gleichsam künstlich hervorgerufenen Wollen und Streben ist, — schon dies freie, aus dem kräftigen Selbstbewußtsein des Volkes

hervorgehende Streben ist ein erfreuliches Zeichen, ein schönes Zeugniß für die gesunde Kraft in dem Volke. Diese Kraft, diese geistige Gesundheit des Volkes sollte man nicht verkennen und nicht mißachten, vielmehr berücksichtigen und mit Liebe pflegen; man sollte ihr Etwas zutrauen, nicht aber sie unbenutzt verkümmern lassen. Thut man Letzteres, statt Ersteres zu thun, so bleiben die Folgen nicht aus, und man hat, statt eines gesunden Staatslebens, ein sieches, kränkliches, langsam sich auflösendes Dahinsterben. Hat man dazu Griechenland berufen? Hat man Griechenland in die Reihe unabhängiger Staaten aufgenommen, um es, kaum erstanden, wieder dahinsterben zu lassen? Wenn übrigens eine Constitution für Griechenland — gesetzt, daß sie wirklich in's Leben tritt, als Frucht des 1^{ten} Sept. — den Intriguen, die von Außen und von Innen die Existenz des jungen Staates seit länger als zwanzig Jahren bedroht haben, Thür und Thor verschließen kann und verschließt; und wenn das Volk oder dessen Stimmführer ihre Forderungen nicht in's Ungewisse hinaus und immer weiter treiben: so wäre eine solche Constitution gerade für Griechenland eine unschätzbare Wohlthat; die Griechen würden dann sich rühmen können, die Göttin an ihre Brust zu drücken, statt, wie andere, nur die Wolke zu umarmen! Sie würden im Besitze einer Wahrheit sein, während Andere — noch im Dunkeln herumtappen. Uebrigens muß, um noch einmal auf die Revolution des 1^{ten} Sept. zurückzukommen, die ruhige, sichere Haltung derer, die sie gemacht und durchgeführt haben, namentlich die den sonst bei dergleichen vorkommenden Ausschweifungen fremdgebliebene Haltung des Volkes anerkannt werden. Sie dürfte als ein Beweis gelten können, daß man vollkommen gewußt habe, was man gewollt, und wie es zu erlangen sei; und es dürfte auch dieser Umstand nicht wenig dazu beitragen, das ungünstige Urtheil über die dabei geübte moralische Gewalt und über das erlangte Ergebniß des Unternehmens zu entwaffnen. Behalten die Griechen, als Gesamtheit des Volkes und in ihren besonderen Organen die Mäßigung bei, die sie in gewisser Hinsicht am 1^{ten} Sept. bewährt haben, und von welcher sich wohl auch eine ruhige, den Bedürfnissen angemessene Ausgleichung erwarten läßt, so dürfte es auch jedenfalls am gerathensten sein, dieser ruhigen Entwicklung auf keine Weise gewaltsam entgegenzutreten und vorzugreifen.

(Schluß folgt.)

F e n i l f e t o n .

Der Bielfraß als Aushängeschild. In Warschau ist noch allgemeine Sitte, sagt E. Göhring in seinem scharfsinnigen: „Polen unter russischer Herrschaft“, Leipz. 1843, I. S. 232 ff. „Hunger, Durst und dergl. durch die Werke der edlen Malerkunst anzuregen.“ Etwas Aehnliches geschieht wohl auch in andern Städten, z. B. in Prag, Wien, Preßburg, Pesth,

wo Bäcker und Conditoren ihre Gewölbthüren so anputzen; aber in Warschau thun es namentlich die Speisewirthe. Sie lassen sich Suppenterrinen, Ferkel, Schweinsköpfe u. an die Fensterladen malen, und der, wo Göhring speiste, hatte gar einen Bielfraß zum Symbol und Emblem gewählt, dessen entseßlich geöffneten Schlund Ochsen- und Schweineviertel zu verschlingen drohte.

Das Schild, worauf das Meisterstück des Malers prangte, hing weit in die Straße hinein.

Welcher Unterschied zwischen den Göttern der Erde und andern Sterblichen! Im Jahre 1839 war der russische Großfürst Thronfolger in Wien, und laut den dortigen Zeitungen vom 13. März besah er, im eigentlichen Sinne wohl nur, während eines Vormittags: die Antikensammlung, die Münzsammlung, die Naturaliensammlung, die Bibliothek, die Stephanskirche, die Augustinerkirche und oben ein noch einige wohlthätige Anstalten. — Welcher gemeine Sterbliche vermöchte ein Gleiches zu thun!

Ein Krieg beginnt sehr klein. Kein Krieg ist mörderischer gewesen, als der 1812 in Rußland geführte; und wie war der erste Auftritt dieses Drama's? Am 23. Juni bei dunkelndem Abend setzten die ersten Franzosen in Barken über den Niemen. Kein Russe war am andern Ufer zu sehen und zu hören. Erst als etwa Hundert hinüber waren, hörte man Getrappel von Pferden. Ein starkes Peloton von russischen Husaren trabte heran und machte in einiger Entfernung Halt. „Wer da?“ rief der sie kommandirende Offizier in französischer Sprache. — „Frankreich!“ war die Antwort. — „Was wollt ihr hier?“ — „Das werdet ihr schon sehen!“ Der Offizier warf sein Pferd herum. Die Russen feuerten ihre Carabiner ab, ohne aber einen Franzosen zu treffen, und jagten dann fort. Der erste Schuß war gefallen, das Zeichen zum Kampfe gegeben, und Alles, was nun Schreckliches erfolgte, eine Kette, die von diesem fast unbemerkbaren Gliede ausging. Merkwürdig hierbei war noch, daß, als der Kaiser Napoleon nach dem Niemen ritt, längs welchem Tausende lagen, das Schlagen der Brücke abzuwarten, ohne daß ein Wachtfeuer die Dunkelheit erhellte, ein Hund aus den Bivouaks kam, laut bellte, das Pferd des Kaisers anzuhalten, ihm in die Beine zu beißen suchte, bis Napoleon endlich, davon loszukommen, ein Pistol aus dem Sattel zog und es abdrückte, ohne ihn zu treffen. Die Escorte säbelte das Thier nieder, und der Aberglaube früherer Zeiten würde darin ein Warnungszeichen, eine Prophezeihung dessen gesehen haben, was Alles von diesem Augenblicke an kommen sollte. 2.

Bekanntlich nahmen an den großen Manövern des 10. Armeecorps des Bundesheeres bei Lüneburg auch die oldenburgischen Truppen Theil, und der Großherzog, ein eifriger Militair, hatte — wie natürlich — den Entschluß ausgesprochen, sich ebenfalls dorthin zu begeben. Da fanden die Bürger Oldenburgs, veranlaßt durch den Magistrat, sich bewogen, um Zurücknahme dieses Entschlusses zu petitioniren, und unterthänigst zu bitten: Se. Königl. Hoheit möge doch zu Hause bleiben. Ob dies allein mit Rücksicht auf die Gesundheit des Großherzogs geschah (er ist in diesem Sommer etwas leidend

gewesen), oder mit Rücksicht auf die durch die Reise unvermeidlich werdenden Ausgaben (welches Muster dann von Staatsökonomie!), können wir nicht entscheiden: genug die Petition ward übergeben, und der Großherzog soll lächelnd geäußert haben, seine guten Oldenburger würden ihm wohl auch noch anrathen wollen, wenn er zu Bette gehen solle! — Er ist nach Lüneburg abgereist. — 18.

Besser spät als gar nicht — darf es wohl heißen, wenn in einer Stadt, wie Paris, wo so viel Musik getrieben, so viel von Musik gesprochen, so viel auf Musik gehalten wird, erst vor wenigen Monaten ein Verein zur Unterstützung armer, hilfsbedürftiger Musiker in's Leben getreten ist. Vortrefflich aber muß es heißen, daß dieser Verein sich auf eine breite, weltbürgerliche Basis gestellt hat. Er will seine Mildthätigkeit nicht auf Franzosen, sondern nur auf in Paris wohnende Musiker beschränken, ohne Rücksicht, welchem Lande, welcher Nation sie angehören. Jedes Mitglied verpflichtet sich zu einem monatlichen Beitrage von 50 Centimen, etwa zwei Neugroschen. Der hieraus, sowie aus zu erwartenden Geschenken, Vermächtnissen, Concerteinnahmen u. s. w. erwachsende Fonds soll Stamm bleiben. Die Zinsen sollen verwendet werden. Die Leitung ist einem Ausschusse von 45 Mitgliedern anvertraut. Das erste zum Besten der Anstalt gegebene Concert hat über 3000 Franken rentirt. Man lobe, was zu loben ist, und ahme das Gute nach. 4.

In Paris, auf dem Vaudeville-Theater, macht abermals ein sehr albernes Stück Arbeit rasendes Glück: Madame Barbe-bleue. ein Sujet, welches jedoch mit unserem „Blaubart“ nichts gemein hat. Der Held des Stückes heißt Monsieur de Pezenac. Er hat keinen Sous in der Tasche, will aber doch in Amerika sein Glück machen. Da er das Passagiergeld nicht aufbringen kann, so läßt er sich in eine Sardellentonne spunden und schmuggelt sich so an Bord des Schiffes. Hier lernt er Madame, die Heldin, kennen, die er beinahe für eine Courtisane genommen, so leichtfertig zeigt sie sich. Aber diese Pseudocourtisane ist nichts Geringeres, als die Herzogin von Monmouth, die ihren proscribirtten Gemahl, den Herzog, in der Gestalt eines Boucaniers in Amerika wiederfindet. Da Monsieur de Pezenac durchaus zu Vermögen kommen muß, weil man, ohne tragisch zu werden, nicht fünf Akte hindurch ein armer Schlucker bleiben kann, so muß abermals der Zufall es fügen, daß der Herzog sammt der Herzogin in Lebensgefahr gerathen, woraus Hr. v. Pezenac sie rettet. Die Belohnung dafür ist natürlich ein schönes Schloß nebst Zubehör, welches den neuen Sardellen-Diogenes in den Stand setzt, wieder nach Frankreich zurückzukehren. Charmant. In Frankreich heißt man das — Humor. 7.